

Die Sendung der Kate Bigler [Fortsetzung]

Autor(en): **Vuilleumier, J.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 28

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646415>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SENDUNG DER KATE BIGLER

Roman von J. F. Vuilleumier

8. Fortsetzung

Sich in der Pinte an der Mulberrystreet nie mehr zeigen? In Neuyork verschwinden? Selbst ein Dill würde es schwer haben ihn in der Riesenstadt ausfindig zu machen...

Der und es schwer haben? Dem fällt überhaupt nichts schwer. Am wenigsten schwer fällt es ihm, einen andern über den Haufen zu schiessen, wenn es ihm gerade passt. Wie war es dem Duprez ergangen, der auch einmal zu Dills besondern Freunden gehört hatte?

„Nur keine Sentimentalitäten, Junge, wir kennen auch keine“, war sein Wort, das er und Prat immer bereit hatten, wenn einer der andern zögerte, ängstlich werden wollte.

Natürlich sind es bloss Sentimentalitäten, redete sich Peter ein, während er unter dem drückenden Hochbahngerüst der Bowery südwärts wanderte. Heimkehren mochte er nicht. Er fürchtete sich vor einer Begegnung mit Mutter oder Trini. Er hatte ein schlechtes Gewissen — sie hätten es ihm ansehen müssen, denn die Geige...

Sie war bestimmt das einzige Mittel, womit er bei Dill saubern Tisch machen konnte. Er konnte sich damit überhaupt von allem lösen, was ihn an die Gangster an der Mulberrystreet band. Dann konnten sie nichts mehr von ihm verlangen und mussten ihn seine Wege ziehen lassen. Er hätte längst mit ihnen abrechnen sollen... er hatte längst viel zu viel gewagt... wenn die Polizei... mitgehangen, mitgefangen.

Peter bekam es mit der Angst zu tun. Wie eine Panik ergriff sie ihn. Er schwitzte und fror zugleich, da er nun rascher ausschritt, als fürchte er sich schon vor Verfolgern. Er achtete nicht darauf, durch welche Gassen des Hafenviertels er irrte. Sie waren alle gleich dunkel und schmutzig. Der Nebel vom Meer kauerte in ihnen und tropfte von den rostigen Eisenleitern, deren Netz an den schwarzen Hausfassaden emporkletterte.

Peter war nach der Bowery zurückgekehrt. Durch die Seitengassen bei der Chinesenstadt floss buntes Licht aus phantastisch aufgemachten Teehäusern. Ein billiges Kino hatte seine grelle Glühbirnenguirlande über die Strassen ge-

hängt. Sie schwankte im Wind. Daneben war eine Musikalienhandlung hell erleuchtet. Peter blieb vor dem Schaufenster stehen. Er betrachtete aufmerksam die Handharmonikas, die drei Ukele-Lauten, die Gitarre, neben welcher Jazz-Noten in roten und blauen Umschlägen aufeinandergetürmt waren.

Er überlegte: die Geige... Er zwang sich zur Ruhe. Sie hatte ihren Dienst bei Grossvater tatsächlich getan, sie würde ihm nach Grossvaters Tod ohnehin zufallen, wenn er Trini drum bitten würde. Er kannte Trini — sie machte ihm das Erbe nie streitig. In einem gewissen Sinne war also die Geige heute schon sein Eigentum. Verkaufen konnte er sie eben wohl am besten hier unten, wo die Leute nicht gleich nach der Herkunft fragten — oder droben im reichen Geschäftsviertel an der 42sten Strasse, wo man besser bezahlte...

Nichts überstürzen, denn was er Dill schuldete... und loskaufen wollte er sich, sich ganz loskaufen und vorne anfangen, bestimmt wollte er das.

Er musste vorne anfangen. Er war hier drüben in eine Sackgasse geraten. Es war einfacher gewesen, als die langweilige Arbeit. Wenn er damals eine Stelle gefunden hätte, so stünde er auf der Strasse wie alle andern, wie sogar Trini... Verlorene Liebesmühe also.

Stimmen schreckten ihn aus seinen Überlegungen auf. Er schaute sich vor dem Musikladen um. Aus dem Dunkel waren zwei kräftige Gestalten auf einen Schatten zugetreten, der sich kaum sichtbar den Häusern nach zur Chinatown schleichen wollte. Ein rascher Wortwechsel, ein paar harte Bewegungen, Fäuste — „keine Umstände, hopp, Polizei...“

Polizei! Der Schrecken packte Peter von neuem, dass er die Musikalienhandlung vergass und floh. Zuerst wanderte er ein Dutzend Schritte gezwungen ruhig, um die Aufmerksamkeit der Nacht und ihrer verborgenen Gestalten nicht auf sich zu lenken, bog in die nächste Ecke, schritt rascher aus, rascher — nun rannte er keuchend, gehetzt. Waren sie hinter ihm her...? Ein Platz tat sich auf. Schwarz und undurchdringlich lag das

Meer hinter dem Schein der Strassenlaternen.

Peter schöpfte Atem. Der Batterypark konnte nicht weit sein, die Untergrundbahnstation, der Express der Lexington-Avenue nach der 66. Strasse. Heim wollte Peter, fort, nie mehr nach der Mulberrystreet zurückkehren. Überlegt hatte er genug, handeln musste er, seine ganze Zukunft hing von diesem Entschluss ab. Der Einsatz war gering, der Erfolg war sicher — nur keine Sentimentalitäten...

Er lächelte auf einmal vor sich hin, während der Untergrundbahnwagen mit ohrenbetäubendem Rasseln zwischen den schwarzen Stahlträgern im niedern Gewölbe davonraste. Helle Scheiben eines Zuges aus entgegengesetzter Richtung sausten vorbei — Lichter von Stationen, an welchen man nicht hielt...

Henry Dill würde wieder Freude an Peter haben. Es lag Peter viel daran, dass der Chef mit ihm zufrieden war. Und Prat würde einmal seine Schnauze halten und den Spott über den plumpen Kuchschweizer einstecken. Wenn die Sache mit der Geige schmerzlos gelang — gelingen musste sie — dann war er endlich wieder frei oder des Chefs rechte Hand... auch das wäre nicht zu verachten, die rechte Hand des Henry Dill — daneben zählte ein Prat überhaupt nicht mehr.

Peter spielte mit dem Gedanken, der plötzlich in ihm erwacht war. Er wusste nicht, woher er auf einmal kam. Dass er eben noch hatte die Geige stehlen wollen, um sich damit endgültig von Dill und seiner Bande zu lösen, um vorne, ganz vorne anzufangen, hatte er vergessen.

Die hellen Lichter des Untergrundbahnwagens, die wenigen friedlich dösenden Reisenden, das Empfinden, weit von aller unsichern Down-town, von jeder heimtückisch lauernden Polizei zu sein, all das beruhigte Peter. Er begriff seine Furcht von soeben nicht mehr. Leise pfeifend kehrte er in das stille Haus an der 84. Strasse zurück.

4. Kapitel

Wieder nichts!

Missmutig kam Grossvater Frei nach Hause. Einen ganzen Nachmittag hatte er bei Konzert- und Theateragenten ver-schwätzt, sich mit hochmütiger oder freundlicher mitleidiger Miene abweisen lassen. Empfehlung verlangten die Herren, ehe sie sich nur bereit erklärten, Kate Bigler einmal singen zu hören.

Aber sie braucht doch nicht erst einen Brief, wandte Grossvater Frei eigensinnig ein und strich mit der zitternden, knochigen Rechten über seine kleine, seidene Lavallière, die er an Festtagen trug: sie kann doch einfach vorsingen... natürlich kann sie vorsingen... gewiss kann sie vorsingen, jeder kann etwas vorsingen, doch nicht bei uns, mein guter Mann. Zuerst ein Zeugnis, eine Empfeh-



Ein fröhliches Kleeblatt

(Photo P. Balloux)

lung, dann wollen wir weitersehen...“
 Eine kleine, arrogante, schwarz gekleidete Person mit Kneifer und hohem Stehkragen, den Busen in ein starres Korsett gezwängt, machte Grossvater Frei klar, dass er es als eine besondere Vergünstigung betrachten dürfe, von ihr überhaupt empfangen zu werden. Meistens werden solche Ansuchen, die es in ihrer Agentur hunderte im Monat gibt, von einer untern Angestellten erledigt. Aber sie habe einmal einen Sommer in der Schweiz verbracht — lovely really lovely, flötete sie, drum interessiere sie sich um Miss Frei und rate ihr — Kate Bigler heisst sie, nicht Frei...
 Ach ja, das ist doch nebensächlich, sie rate ihr, zuerst bei einem amerikanischen Gesanglehrer Stunden zu nehmen, sie kenne einen tüchtigen Mann, mittlere Preise...

„Gesangstunden?! Braucht Kate nicht“, brummte Grossvater Frei ärgerlich, worauf er von der Vorsteherin der Agentur mit einem überlegenen Achselzucken sofort entlassen wurde und mit dem Rat, sich die Sache erst noch einmal zu überlegen, er kenne sich in amerikanischen Verhältnissen zu wenig aus, um voreilig zu entscheiden...
 Ich komme, um eine Möglichkeit für Trini ausfindig zu machen, um aufzutreten, und die Hexe will mir einen arbeitslosen Gesanglehrer anhängen, schimpfte er auf dem Heimweg. Ein Geschäft machen, selber Prozent verdienen... sie sieht ganz so aus, denn von Musik versteht diese Eule bestimmt nichts. Also wieder nichts!

Schreiben Sie Ihren Namen hier ein und melden Sie sich später wieder, hatte es an einem andern Ort geheissen, wo

Grossvater Frei vor sechs Wochen schon den Namen eingeschrieben hatte. Und als er sich zu erkundigen wagte, was denn mit seiner ersten Anmeldung geschehen sei, hatte man ihn angeschnauzt: ob er eigentlich meine, er sei der einzige Mann, mit dem man sich abzugeben habe...? Geduld — jawohl Geduld — und kommen Sie in einem halben Jahr wieder...
 Geduld... in einem halben Jahr...?

Anzahlungsgebühr 20 Dollars, nachher reden wir weiter, hiess es am Schalter des eleganten Vorrums der Agentur der Madison Avenue und Grossvater Frei hatte erschrocken und mit offenem Mund rechtsumkehrt gemacht, ohne sich um die verächtlichen Blicke der jungen Frau mit der spitzen Nase, die hinter dem Schiebefenster sass, zu kümmern.

Wieder nichts und wieder nichts und wieder nichts...

„Nur nicht die Flinte ins Korn werfen, Grossvater, wir gewinnen zum Schluss doch einmal“, lachte Trini, „wir haben viel härtere Schweizerschädel als diese geschäftstüchtigen Amerikaner. Und heute Abend? Hast du's vergessen, heute Abend?“

„Natürlich habe ich's vergessen. Aber dennoch und trotzdem, nein sie verstehen nichts in diesem Affenland, sie verstehen nichts von Musik!“

„und die Metropolitan Oper? Ich glaubte...“

„Nun ja, nun ja...“

Ein widerwilliges Lächeln huschte über Grossvaters Gesicht. Er sollte gerade heute Abend mit Trini das erste Mal das berühmte Opernhaus besuchen. Frau Dr. Farell, bei welcher Mutter Bigler wöchentlich zweimal waschen ging und die um die „Narretei“ der Bigler wusste, hatte in einer Laune des Freudebereitens zwei Plätze auf einem obern Rang besorgen lassen und die Karten Mutter Bigler am Abend in die Handtasche gesteckt. Der Jubel kannte bei Trini keine Grenzen. Auch Grossvater wurde versöhnlich gestimmt, sowie er daran dachte. Man gab Puccinis „Bohème“.

„Mozarts ‚Don Giovanni‘ wäre mir lieber gewesen, flüsterte Grossvater Frei, als er neben Trini auf der vordersten Reihe an das Geländer gepresst sass, „aber das ist auch schön“.

Der Dirigent klopfte, die durcheinander summenden Tonleitern der Instrumente verstummten, das Schwatzen der Zuhörer sank in sich zusammen, der Kronleuchter erlosch. Die Musik begann.

Trini und Grossvater wagten kaum mehr zu atmen. Sie waren nur noch offenen Auges, offenen Ohres für alles, was sich tief unter ihnen auf der unendlich fernen Bühne abspielte, was zu ihnen heraufklang, was trotz allem Musik, göttliche Musik blieb.

„Dieser glockenreine Sopran“, hauchte Grossvater Frei entzückt ins Ohr, „und dieser wunderbare Bass — so selten auf der ganzen Welt...“

In der Pause hatte er allen Ärger wegen der Konzertagenturen vergessen. Seine eigenen Erinnerungen an frühere Bohème-Aufführungen, sein Glaube an Trinis Zukunft machten ihn restlos glücklich. Auch Trini wurde von Grossvaters Begeisterung erfasst. Der Abend wurde für sie beide zu einem Erlebnis, das sie in seinem Reichtum zu erdrücken drohte.

Fröhlich, beglückt, kehrten sie spät nach Mitternacht heim, wo sie ohne die geringste Gegenwehr den furchtbaren Schlag empfingen: Grossvaters Geige war verschwunden...

Trini lehnte das Unglück kategorisch ab. Sie konnte nicht dran glauben. Alles sträubte sich in ihr dagegen. Sie konnte sich aus der glücklichen hellen Welt dieses Abends nicht auf eine derartig brutale Ungeheuerlichkeit umstellen. Mutter hatte aufgeräumt, morgen würde die Geige zum Vorschein kommen... nur nicht gleich das Schlimmste glauben... tröstete sie den erschrockenen Alten, der den Verlust sofort entdeckt hatte. Sein letzter Abendgruss gehörte immer dem geliebten Instrument, das bis jetzt noch niemand von dem zugewiesenen Ort wegzunehmen gewagt hätte.

Mit gerunzelter Stirne hörte Grossvater Trini zu, liess sich schliesslich überreden, nun schlafen zu gehen und bis morgen zu warten. Zwar hörte ihn Trini noch spät auf nackten Sohlen in der Wohnung herumtrappeln, an Möbelstücke stossen, vor sich hin jammern und suchen... suchen... Auch sie konnte keinen Schlaf finden.

Der Morgen brachte die grausame Feststellung, dass das Instrument tatsächlich verschwunden war. In Mutters Abwesenheit oder während ihres Schlafes musste jemand eingebrochen sein... kein Schloss war gesprengt... mit Nachschlüsseln?

Peter erklärte eifrig, wie leicht gewisse Diebe heute auch die modernsten Sicherheitsschlösser zu betrügen verstünden. Grossvater Frei stimmte ihm bei: natürlich, in diesem gewalttätigen Land... natürlich können hier Sicherheitsschlösser nichts nützen... Teufel waren im Spiel, niemals hätte man die Schweiz verlassen sollen, nie nie... das Wertvollste, seine Geige, war fort, seine Geige... wozu noch weiterleben... Wozu?

Wimmernd schlich er Stunde um Stunde in der Wohnung umher, wimmernd rief er seiner Geige, leise, bittend, wie ein Tier, das seinem Jungen ruft, setzte sich erschöpft auf seinen Stuhl im Winkel und starrte mit entzündeten roten Augen den Wänden entlang, während sich seine Lippen unaufhörlich bewegten. Dann fing er sein Suchen und Rufen wieder an. Er ass kaum, er antwortete auf keine Frage. Trini fürchtete erschrocken um seinen Verstand.

Ohne daheim ein Wort zu verlieren, hatte sie die Polizei verständigt und eine

genaue Beschreibung des Instrumentes, einen Steckbrief, aufgegeben. Nun wartete sie. Seit Tagen sass in ihr nicht mehr bloss die Angst um Grossvaters Gesundheit, eine unheimliche Ahnung hatte sich in Trini geschlichen, seit sie zum ersten Mal ausführlich mit Peter über den Diebstahl gesprochen.

Sie wies den Gedanken von sich. Es durfte keine Ahnung sein. Sie wollte nichts ahnen — es war ihr so unheimlich zu Mute... aber das mochte die Müdigkeit sein. Wenn Peter in seinem Gespräch nur nicht so zerfahren, so unsicher gewesen wäre! Trini kannte ihren Bruder zu gut, um nicht zu wissen, dass er eine Last trug, die er vor ihr und den andern verbergen wollte. Waren etwa seine verdächtigen Freunde irgendwie im Spiel? Peter nur nicht aus den Augen lassen, jetzt zuletzt, nahm sich Trini vor. Vielleicht dass sie auf Umwegen doch etwas erfahren konnte?

Eine lange Mühe blieb ihr zwar bei diesem harten, aufreibenden Dienst erspart. Als Mutter Bigler mit Grossvater, Trini und Peter eines Abends beim Nachtessen sassen, läutete es. Zwei derbegebauten, breitschultrigen Männern mit Händen wie Tatzen stellten sich Trini, die öffnete, als Polizei vor. Sie verlangten den jungen Peter Bigler zu sehen. „Wir haben die Diebe“, meinte der eine von ihnen schmunzelnd.

„Peter!“ Trini konnte den Schrei nicht unterdrücken.

Mit einem Ruck hatte sich der Junge vom Tisch erhoben. Sein Stuhl krachte zu Boden. Totenbleich suchte er nach einem Ausweg. Ein Sprung nach dem Fenster, das er mit wütenden Fäusten hochschob — schon hatten ihn die harten Hände des Polizisten gepackt. Wehrlos stand er zwischen den beiden Männern und sackte in sich zusammen.

Er wagte nicht den Kopf zu heben, wagte nicht um sich zu schauen. Ein Schluchzen hockte ihm brennend in der Kehle, das sich endlich freimachte und wie ein heiseres Stöhnen drang. Mutter Bigler stammelte kopfschüttelnd: „was gibt es denn... Bub, was hast du getan...?“

Peter antwortete nicht. Leise erklärte einer der Polizisten, dass ein gewisser Italiener Piantini das Instrument, dessen genaue Beschreibung man glücklicherweise besass, mit einem andern Burschen gemeinsam in einer Musikalienhandlung angeboten habe. Verdächtig... man habe sie beide auf den Nachmittag bestellt. Nur Piantini sei erschienen und verhaftet worden. Ohne Hemmungen habe der verschlagene Kerl sofort alle Schuld auf Peter Bigler geschoben. Wahrscheinlich stecke aber eine ganz andere Bande dahinter. „Unser Spezialdienst hat in solchen Aufgaben noch nie versagt“, grinste der Polizist. „Hopp, marsch...“ er stiess Peter mit der Faust

in die Hüften und schob ihn nach der Türe.

„Entschuldigen Sie...“ sagte der andere in aller Höflichkeit zu Mutter Bigler, „bedauern, dass wir störten...“

Mutter Bigler nickte wortlos. Trini stand vor Peter: „und deswegen kamen wir hierher...“ würgte sie mühsam hervor. Ein trauriger Vorwurf klang in ihrer Stimme. Peter wagte endlich aufzuschauen. Es war der hilflose, verlegene, scheue Blick, den Trini aus Peters Bubenjahren kannte.

Am liebsten wäre sie ihm mit der Hand durch die Haare gefahren: „was machst auch, Bub?...“ Sie brachte es nicht über sich, ihn einfach zu verurteilen. Er hatte gerade jetzt Verstandenwerden bitter nötig, auch wenn dieses Verstehenwollen sogar Trini schwer fiel.

(Fortsetzung folgt)



Der kleine Josef Handel wartet in Wien auf seine Abreise in die Schweiz



Wiener Kinder vor der Abfahrt in die Schweiz
Ein letzter Blick auf Wien